



Erkenntnis durch Verwandlung

Die „Neunte Duineser Elegie“ ist weit mehr als eine poetische Metapher

von Karl Scheuer

*Erde, ist es nicht dies, was du willst: unsichtbar
in uns erstehn? – Ist es dein Traum nicht,
einmal unsichtbar zu sein? – Erde! unsichtbar!
Was, wenn Verwandlung nicht, ist dein drängender
Auftrag?*

*Erde, du liebe, ich will. Oh glaub, es bedürfte
nicht deiner Frühlinge mehr, mich dir zu gewinnen –,
einer,*

*ach ein einziger ist schon dem Blute zu viel.
Namenlos bin ich zu dir entschlossen, von weit her.
Immer warst du im Recht, und dein heiliger Einfall
ist der vertrauliche Tod.*

*Siehe, ich lebe. Woraus? Weder Kindheit noch Zukunft
werden weniger... Überzähliges Dasein
entspringt mir im Herzen.*

Diese Verse 67-79 am Ende der neunten Elegie stellen die Quintessenz vieler und jahrelang vorbereitender Gedanken Rainer Maria Rilkes in Briefen und Versen dar, sind deren Blüte und Frucht. Die Feierlichkeit des Vortrages, die geforderte Gläubigkeit, hat religiösen Charakter. Daher ist es angemessen, diesen Versen mit dem bemühtesten Ernst zu begegnen, den ihnen der Dichter zugeordnet hat.

Dieser Ernst, dieses Ernstnehmen des Dichterwortes ist der Grund, einen kühnen Schritt zu wagen, der von diesen Versen aus dem ersten Viertel des zwanzigsten Jahrhunderts hinführt zum Denken des größten mittelalterlichen Theologen und Philosophen, zu Thomas von Aquin.

In seiner Schrift „Summa contra Gentes“ findet sich ein Kernsatz seiner Erkenntnislehre: „Gott ist alles Seienden Maß“, was heißt: Allein durch Gottes schöpferische Erkenntnis sind alle wirklichen Dinge das, was sie sind; im erkennenden Geiste Gottes haben alle geschaffenen Dinge ihre Vor-Form, ihr Vor-Bild; die allem Wirklichen innewohnenden Wesensformen sind als „Ideen“, als „vorgehende Bilder“ in Gott. Dasselbe bedeutet der Satz, der Künstler sei das Maß seines Werkes², also: Das Werk ist vorgeformt in der schöpferischen Erkenntnis des Künstlers. Als von Gott erdachte haben die

Dinge aber nicht nur ihr Wesen (sozusagen für sich allein), sondern auch ein Sein „für uns“. Die Dinge sind damit zwischen zwei Erkennende gestellt, zwischen das absolut schöpferische, erdenkende Erkennen Gottes und das nachbildende Erkennen des Menschen. Thomas macht diesen Zusammenhang mit dem Begriff des Maßes (in nicht-quantitativer Bedeutung) deutlich:

- Das schöpferische Erkennen Gottes ist maßgebend.
- Die geschaffenen Dinge sind maßempfangend (von Gott) und maßgebend (für das menschliche Erkennen).
- Unser erkennender Geist ist maßempfangend; maßgebend ist er allein im Hinblick auf die künstlichen, vom Menschen gemachten Dinge³.

Daraus formuliert Thomas einen Grundsatz aller realistischen Erkenntnislehre: Die Dinge sind das Maß unseres Erkennens; er besagt damit in Analogie zum vorherigen Kernsatz: Die wirklichen Dinge sind die Vor-Formen und Vor-Bilder dessen, was unser Geist erkennend gestaltet und selber ist. Unsere Erkenntniswelt ist „präformiert“ in der objektiven Seinswelt. Sie ist für unser Erkennen das Ur-Bild, jene das Nach-Bild. Dieses, der Natur nach, aller Erkenntnis Vorausliegende ist die Wirklichkeit der von Gott geschaffenen Dinge. Dadurch, dass sie Gott erdacht hat, haben die Dinge ihre Intelligibilität, ihre innere Luzidität, Offenbarkeit, sind sie wesentlich geistartig.

Dieses Ernstnehmen des Dichterwortes ist der Grund, einen kühnen Schritt zu wagen, der von diesen Versen aus dem ersten Viertel des zwanzigsten Jahrhunderts hinführt zum Denken des größten mittelalterlichen Theologen und Philosophen, zu Thomas von Aquin.

Diese Helligkeit und Lichtheit, die aus der schöpferischen Erkenntnis Gottes in die Dinge einströmt – als ihr Sein selbst, sie allein erschließt die existierenden Dinge unserer menschlichen Erkenntnis.

Obwohl diese Gedanken und Erkenntnisse uns schon drängen, zu den Versen Rilkes zurückzukehren, um dort ihrer poetischen Analogie und Ausformung gewahr zu werden, glauben wir eine noch deutlichere, vertiefere Einsicht darbieten zu können, zu müssen:



Ein anderer Grundsatz realistischer Erkenntnislehre sagt etwas uns sehr fremd Gewordenes aus: In der Erkenntnis werden der erkennende Geist und das erkannte Wirkliche eins⁴. Zum besseren Verständnis kann uns ein Wort Aristoteles' helfen⁵: Bevor unser erkennender Geist „im Akt“ ist, bevor er also erkennt, ist er „der Wirklichkeit nach nichts“. Er ist bloßes Seinkönnen, reine Möglichkeit; erst im Durchformtwerden durch das Erkenntnisbild des Wirklichen erhebt er sich in den Stand der Selbstverwirklichung. Thomas verdeutlicht auf seine Weise: Die Seele wird sozusagen umgestaltet in das Dingwirkliche⁶; durch den Erkenntnisakt entsteht Identität zwischen Geist und Wirklichkeit⁷. Diese Identität wird vermittelt durch das unstoffliche, geistige Bild der Wirklichkeit, das dem erkennenden Geist, wie das Siegel dem Wachs, sich einprägt. Im Erkenntnisbild stellt sich der stoffüberlegene, vom schöpferischen Geiste erkennend gestaltete und auf Erkanntwerden durch den geschöpflichen Geist angelegte Washeits-Kern⁸ des Wirklichen selbst dar.

Es ist das eigenste Werk der spontanen, der göttlichen Ursponaneität teilhabend ähnlichen Kraft unseres Geistes⁹, diesen stoffüberlegenen Washeits-Kern des Wirklichen aus den stofflichen Bestimmtheiten zu entlösen.

Franciscus Sylvester interpretierte diesen Gedanken in seinem Thomas-Kommentar: Das Wesen der Wirklichkeit wird aufgenommen in den erkennenden Geist und bringt ihn so zur Seinsvollkommenheit. Weil aber ein jedes Wesen durch seine innere Form ist, was es ist, ist folglich der erkennende Geist das erkannte Wirkliche selbst. Wer einen Stein erkennt, ist Stein, denn Stein ist alles, was die innere Form des Steins besitzt. Gleichwohl kann man nicht sagen, der erkennende Geist, der einen Stein erkennt, sei schlechthin Stein, denn die Wesensform des Steins hat im erkennenden Geist ein intelligibles und nicht ihr natürliches Sein¹⁰. Das Was unseres erkennenden Geistes ist identisch mit dem Was des Wirklichen, auf das er erkennend gerichtet ist. Zugleich bleibt, selbstverständlich, jenes Wirkliche in seinem konkreten, natürlichen Dasein, real getrennt und verschieden vom Dasein des Erkennenden selbst: Das erkannte Wirkliche in unserm erkennenden Geist und das in der objektiven Wirklichkeit existierende Wirkliche sind identisch im Sosein (essentielle Selbigkeit) und verschieden im Dasein (existentielle Verschiedenheit).

Jetzt aber stellt sich die Frage, wie sich die dargelegten Analogien in der poetischen Ausdrucksform der Rilkeschen Verse wiederfinden. Wir kehren daher von der klassisch-abendländischen Seinsmetaphysik, ausgestattet mit den Maßstäben der thomistischen Philosophie, zurück zu den Versen, die Anlass dieses Bedenkens sind. Mit ihnen fragt ein Mensch der Neuzeit einmal nicht nach Zweck, Verwendbarkeit und Nutzen der Dinge, die heute

Mit diesen Versen fragt ein Mensch der Neuzeit einmal nicht nach Zweck, Verwendbarkeit und Nutzen der Dinge, die heute allein wichtig erscheinen, sondern nach dem, was der antiken und mittelalterlichen Philosophie vor allem wissenschaftlich wert und bedeutungsvoll war.

allein wichtig erscheinen, sondern nach dem, was der antiken und mittelalterlichen Philosophie vor allem wissenschaftlich wert und bedeutungsvoll war.

Ist jener „drängende Auftrag“ der vierten Verszeile nicht ein Auftrag, das wahre Wesen der Dinge, aller Wirklichkeit, zu erkennen zu suchen, in jene unsichtbare Wirklichkeitsform – in Analogie zum unsichtbaren Gott und seinem Erkennen – zu verwandeln, die den Dingen durch ihre gottgeschenkte Existenz eigentümlich ist, ja sie erst konstituiert? Allein in dieser intelligiblen Verwandlung sind sie von Dauer, geborgen bei den von Gott geschaffenen Seins-Urbildern.

Dass es dem Dichter um dieses Bergen im Unsichtbaren in uns geht, wird in dem bekannten Brief Rilkes an W. von Hulewicz deutlich: „So gilt es, alles Hiesige nicht nur nicht schlecht zu machen und herabzusetzen, sondern gerade, um seiner Vorläufigkeit willen, die es mit uns teilt, sollen diese Erscheinungen und Dinge von uns in einem innigsten Verstande begriffen und verwandelt werden. Verwandelt? Ja, denn unsere Aufgabe ist es, diese vorläufige, hingefällige Erde uns so tief, so leidend und leidenschaftlich einzuprägen, daß ihr Wesen in uns ‚unsichtbar‘ wieder aufersteht... Die Erde hat keine andere Ausflucht, als unsichtbar zu werden: in uns, die wir mit einem Teil unseres Wesens am Unsichtbaren beteiligt sind, Anteilscheine (mindestens) haben an ihm, und unseren Besitz an Unsichtbarkeit mehren können, während unser Hiersein, – in uns allein kann sich diese intime, dauernde Umwandlung des Sichtbaren in Unsichtbares, vom



Sichtbar- und Greifbar-Sein nicht länger Abhängiges vollziehen, wie unser eigenes Schicksal in uns fortwährend zugleich vorhandener und unsichtbar wird... Alle Welten des Universums stürzen sich ins Unsichtbare, als in ihre nächst-tiefere Wirklichkeit... Wir sind, noch einmal sei's betont, im Sinne der Elegien sind wir diese Verwandler der Erde, unser ganzes Dasein, die Flüge und Stürze unserer Liebe, alles befähigt uns zu dieser Aufgabe...“¹¹

Vor dem Hintergrund der thomistischen Erkenntnislehre verlieren Rilkes Verse alle oberflächlichen, flüchtigen Verständniskrücken als poetische Metapher, Ästhetizismen und ähnliches. Sie stellen sich als objektive Seins-Wirklichkeiten dar, was an einigen Briefstellen besonders deutlich wird. Wirklichkeiten nicht nur in einem, individuellen wie universellen, lediglich zukünftigen eschatologischen Verständnis, wie es häufig geschehen ist, sondern in der Realität eines immer gegenwärtigen, Vergangenheit wie Zukunft einschließenden Schöpfungsbildes und Schöpfungsauftrags („Weder Kindheit noch Zukunft werden weniger...“), der keiner Epoche, von der Antike an, fremd war.

Am Ende des Briefzitats ist von den Flügen und Stürzen „unserer Liebe“ die Rede. Damit wird ein Vokabel in diese Überlegungen eingeführt, das bisher noch nicht vorgekommen ist, aber, auch unausgesprochen, in allem, ob Verse, ob Philosophie, immer, einem obligaten Akkompagnement gleich, mitgedacht, mitgeführt worden ist. Davon zeugen jetzt auch die Elegienverse, die mit Innigkeit, ja Zärtlichkeit anheben: „Erde, du liebe, ich will. Oh glaub...“

Alle Liebe des Dichters zur Erde, den Dingen dieser Erde, den geschöpflichen Geschwistern, zu den Frühlingen der Erde, als Beispiel eines ihrer herzbewegendsten Geschenke, verströmt in diese Ausrufe. Im Enthusiasmus dieses Bekenntnisses schließt der Dichter selbst den Tod als heiligen Einfall der Erde in die Innigkeit seiner Annahme ein, als äußerste, der Erdnatur immanente Leistung.

Ist diese Liebe nicht die gemäßige Antwort des Geschöpfes auf die schöpferische Liebe Gottes, die allein Grund aller Schöpfung ist? „Die Geschöpfe gingen aus der mit dem Schlüssel der Liebe geöffneten Hand Gottes hervor“ spricht dies Thomas von Aquin in den Sentenzen mit seinen Worten aus, und ein moderner Theologe (Johannes B. Brantschen) fand dafür die

Worte: Gott will nicht ohne uns glücklich sein. Torheit der (göttlichen) Liebe!

Gott ist damit im Akte der Erschaffung aller denkbaren menschlichen Liebe voraus und zuvor, er hat mit dem Dasein auch das Gutsein (Genesis: Es ist alles sehr gut), das Liebenswertsein, die Bejahbarkeit in seine Schöpfung eingesenkt: Menschliche Liebe ist also immer schon ein Nachvollzug und eine Art Wiederholung der kreaturischen Liebe Gottes. Doch nicht das allein. Sie ist auch Fortsetzung und Vollendung der Schöpfung in und mit dem Menschen. In der Erfüllung dieses „Auftrags“ verwirklicht sich der Mensch im wahrsten Wortsinn. Sein Sosein – ohne und vor jedem Erkennen ein „Nichts“, reine Potenz – erstrebt die Verwirklichung des in der Kreatur eingekörperten göttlichen Entwurfs. In lapidarster Kürze spricht dies Pindar aus: Werde, was du bist. Es ist der gleiche Imperativ, wenn Rilke vom Auftrag zur Verwandlung spricht.

Wir haben die Synonyme der thomistischen Erkenntnislehre erfahren bis hin zu jener Identifikation von Geist und Wirklichkeit, die den erkennenden Geist, uns Menschen selbst, zur Verwirklichung führt, zur Vollendung, zur Voll-gekommenheit – zur Fülle, ja zur Überfülle des Seins:

*„Überzähliges Dasein
entspringt mir im Herzen.“*

Dieser Versuch, wesentliche, erstaunliche Parallelitäten zweier unterschiedlicher Texte sichtbar zu machen, soll nicht den Eindruck entstehen lassen, Rilke wieder einmal für das Christentum in Anspruch zu nehmen. Zu deutlich

In lapidarster Kürze spricht dies Pindar aus: Werde, was du bist. Es ist der gleiche Imperativ, wenn Rilke vom Auftrag zur Verwandlung spricht.

und kategorisch sind seine verschiedenen bekannten Distanzierungen. Romano Guardini, der sich dem gleichen Verdacht ausgesetzt sah, hat dazu die treffendste Antwort gegeben in seiner Interpretation der Duineser Elegien. Er vermutete, „die Kritiker wüßten nicht sehr viel von religiöser Existenz, und besonders wenig darüber, wie sie bei einem Menschen aussieht, der aus der abendländischen, durch mindestens eineinhalb Jahrtausende hin christlich bestimmten Kultur stammt. Den unabhängigen nicht-christlichen Menschen gibt es im Abendland einstweilen noch nicht (Guardinis Werk kam 1953 heraus).



Selbst der schärfste Antichrist – Rilke hat sich ja in dem Brief vom Jahre 1912 an die Fürstin von Thurn und Taxis als solchen bezeichnet – steht in einer, und sei's auch nur antithetischen Beziehung zum Christentum.⁴¹² □

- 1 Thomas von Aquin, „Summa contra Gentes“ (C. G.) 2, 12.
 - 2 Thomas von Aquin, „Quaestiones disputate de veritate“ (Ver.) 1, 8.
 - 3 Ver. 1, 2.
 - 4 C.G. 2, 59.
 - 5 Aristoteles, „Über die Seele“, III. Buch, 429a.
 - 6 Thomas von Aquin, „De natura verbi intellectus“.
 - 7 Petrus Lombardus, „Kommentar zum Sentenzenbuch“ I, 1, 35.
 - 8 „Washeitskern“ scheint von J. Pieper geprägt zu sein, ist aber sinngemäß autorisiert durch Thomas von Aquin, der in seinem opusculum „De ente et essentia“ schreibt: „Das Wort ‚Washeit‘ heißt es, insofern durch es und in ihm ein Seiendes Sein hat“.
 - 9 Thomas bezeichnet ihn als den „intellectus agens“ (in Summa Theologiae I, 79, 3, 4).
 - 10 Franciscus Silvestris (Ferraticusis) in: Commentarium zu Thomas C. G. I, 44
 - 11 R. M. Rilke, „Briefe“, Insel-Verlag, Brief mit Briefstempel 13.XI.1925 an W. von Hulewicz
 - 12 Romano Guardini, „Rainer Maria Rilkes Deutung des Daseins“, 347 (1961)
- Zitate und Zitierungen sind den beiden Traktaten Josef Piepers: „Die Wirklichkeit und das Gute“ und „Unaustrinkbares Licht“ aus dem Kösel-Verlag, München, entnommen.

Ing. Karl Scheuer, geb. 1928, Matura nach Pflicht- und Staatsgewerbeschule in Wien IV. Anstellung in mehreren Industriebetrieben, daneben Absolvierung des dreijährigen Theologischen Laienjahres in Wien I. Nach der Pensionierung vermehrte Beschäftigung mit Theologie und Literatur mit Schwerpunkt auf Rilke – daraus resultierte auch die Bekanntschaft mit Erika Mitterer.